

Feuilleton.

Deutsch-Amerikaner.

Im alten deutschen Vaterland
Einst unsrer Väter Wiege stand;
Doch haben wir, die hier geboren,
Die deutsche Sprache nicht verloren
Und dabei sind wir wohl vertraut
Mit unsrer Landessprache laut;
Drum doppelt günstig unser Loos!
Bei uns wird deutscher Sang geehrt
Wie an der Väter Heimatherd:
Die Sprache bleibt uns lieb und wert,
In der uns auf der Mutter Schooß
Das „Vater unser“ ward gelehrt. —
Wie schließt die Lieb' zum Elternhaus
Die Lieb' zur eignen Heimat aus;
Und wer zwei Sprachen reden kann,
Der stellt auch zwei Mal seinen Mann!

M. J. L o c h m e s.

Die Einöder.

Erzählung aus der Vergangenheit
des Runkischen Waldes.
Von Anton Schott.

Fortsetzung.

II.

Auf der über die langgestreckten
Berggründen hinführenden Hoch-
straße wandert ein einsamer
Mensch. Er ist ein großer, breitschulter-
iger und starknochiger Mann, und die
stamme Haltung und der gleichmäßige
Schritt lassen unschwer den gutgedrillten
Soldaten vermuten. Diese Vermutung
bestärkt das zur selben Zeit in fast allen
deutschen Armeen übliche, büstentförmige,
die Mundwinkel freilassende und im
untern Drittel der Oberlippe fest aufge-
wirbelte Schnauzbärtchen. Alte, einge-
fleischte Soldaten haben sich von diesem
Bärtchen bis über die sechziger Jahre
hinaus nicht trennen können und haben
damit für jedermann den Typus und
das Sinnbild des starren, militärischen
Absolutismus gebildet.

Die Tracht des Mannes ist die im
Walde übliche Bauerntracht, zu der aber
die blaue Holzmütze gar nicht stimmen
will, das flachsfarbene Haar kurz gescho-
ren, und aus dem lederbraunen Gesichte
lugen ein Paar schier himmelblaue Au-
gen so vergnüglich und lebensfroh in die
lengende Bergwelt hinaus wie die eines
Kindes, das sich über irgend ein Spiel-
zeug freut.

Eine lustige Weise vor sich hinpfendend,
wandert er rüstig dahin durch dichten,
krüppelhaften Hochwald und über büst-
lingbedeckte Blößen.

Die Hochstraße! Wer in aller Welt
mag die schon gezogen sein? Wie viel
Freud ist auf ihr gewandert und wie
viel Leid? Es ist über jeden Zweifel
erhaben, daß der selige Gunter diesen
Steig angelegt, der für alle dabei Be-
teiligten ein goldener Steig geworden.
Von Rinknach, dem von Gunter ge-
gründeten Kloster aus über Zwiesel nach
Eisenstein führend, gabelte er sich bei
lehterem Orte, und während eine Abtei-
lung über die Hochebene bei Haidl nach
Schüttenhofen führte, zog die andere
über den Rücken des Panzer, Gefelder-
und Brennetberges nach Maitan. Sieb-
lung um Siebung entstand an der Seite
des Steiges, Handels-, besonders Salz-

züge zogen hin und wieder, und die
Gaugrafen von Bogen mochten die
Steige wohl auch gerne benutzt haben,
da sie ja Herren der Gegend waren.

Wo zur selben Zeit der Kaufmann
zog, war auch der Räuber nicht ferne,
und ein Handelsweg konnte nur durch
feste Burgen geschützt werden. Diefem
Umstande dürften auch die von den Bo-
genern zur Seite des Steiges aufgerich-
teten Burgen von Ofser, Bayeret und
Drosau ihre Entstehung verdanken.

Diese Hochstraße oder den St. Gun-
thersteig zogen aber nicht nur die Han-
delzüge, sondern auch das Christentum;
Sitte und Kultur zog auf ihm in den
Wald. . . . Ein elender Fahrweg nach
Böhmen ist nach dem Verfall des Salz-
handels aus der Hochstraße geworden,
die Burgen sind verfallen oder ver-
schwunden, aber das Andenken des Man-
nes, der den Steig angelegt, lebt fort,
und der deutsche Bauer schafft im
Schweiß seines Angesichtes auf der ohne
Schwert und Blut eroberten Scholle.

Rechts und links breiten sich die zu
Sommerzeiten fruchtbaren Täler
aus, auf deren Fluren jetzt der Bauers-
mann hinter dem Pfluge zieht, die Schel-
len des Weideviehes klingen so anhei-
melnd herauf in die Stille, die um die
vor Zeiten so lebhaft Hochstraße webt,
und dazwischen schallt fröhlicher Gesang
des allweg muteren Hütervolkes.

Der Mann bleibt überlings stehen
und schaut und kann sich schier nicht ge-
nug sehen an dem trauten Landschafts-
bilde. Mit einem Rucke reißt er dann
die Holzmütze vom Kopfe, und ein schal-
lender Juchzer gelst hinaus in die Stille.
Auch die Fremde muß sich Luft machen
nach außen.

„Auskommen?“ lacht eine rauhe
Männerstimme hart neben ihm. Er ist
im selben Augenblicke aus dem Dickicht
getreten, und die übergehängte Büchse
verrät auf den ersten Blick den Jäger.

„Frank und frei“, gibt der Mann mit
der blauen Holzmütze zur Antwort auf
die Frage. „Aber wie kommt denn
Du daher? Hier ist doch lauter freier
Bauerngrund.“

„Schon. Derweil schon noch. Aber
ich hab' mir's müssen anschauen, was die
Malefizbauern für eine Wirtschaft haben
in ihrem Wald. Ein Graus ist, sag' ich
Dir, und ein Greuel. Das ganze Ge-
samt soll in die Luft gesprengt werden,
oder sie sollen keinen Wald haben dür-
fen. Der Wald gehört von Rechts we-
gen nur der Herrschaft. Die kann ihn
pflegen.“

Der Mann stößt seinen Haselsteden
in das Steingeröll des Weges und setzt
die Mütze wieder auf den Kopf. „Wär'
nicht aus!“ lacht er schallend auf. „Du
hättest es bei gar keinem schlechten End'.
Gut, daß Du gerad' nur ein Herrschafts-
jäger bist. Der Wald ist wegen des
Bauern da, daß er ihm nach Bedürfnis
nutzt, sel' sag' ich Dir derweil. Und das,
was die Herrschaft hat, sel' ist auf eine
Weis' zusammengescharrt, weißt, wie es
sonst ein Mensch nicht gern tut. Das
sag' ich Dir.“

Mit einem kräftigen Fluche wendet
sich der Jäger ab und verschwindet wie-
der im Dickicht. Die Rede hat ihm den

ganzen Tag verdorben.

Der Mann mit der blauen Holzmütze
wandert weiter. Nach einer Weile je-
doch bleibt er überlings stehen und greift
sich mit der Hand nach der Stirne.

„Teufel! da herum muß ein Steig zu
Tal führen. Daß ich ihn schon über-
sehen hätte? Ist frei nicht möglich. . . .
So geht's halt, wenn einer eine Zeitlang
in der Welt herumgeschlagen wird. Und
hübsch ein paar Jahrlein find's doch
schon. Ich muß ihn übersehen haben.“

Er geht ein Stück Weges zurück und
wieder vor, und da er den Steig, den
er sucht, nicht findet, schlägt er nach
Bahn eine Richtung ein und stapft ohne
Steig und Fährte durch das Dickicht des
jähren Gehänges zu Tale.

Die Sonne neigt sich schon stark, als
er vor einem einschichtigen Hause hart
an der Kreuzungsstelle zweier Wege an-
kommt. Die vor der Haustüre aufge-
stapelten leeren Bierfässer deuten sicherer
als ein Schild an, daß das Haus ein
Wirtshaus ist.

Mit dem Joppenärmel wischt er sich
den Schweiß aus dem Gesichte und tritt
ein.

„Nur geschwind eine recht frische
Maß!“ schafft er; da er sich müde auf
einen Schragen niederläßt. „Und wenn
was zum Essen da wär! Das ist ein
Übungsmarsch gewesen!“

Das Wirtshaus ist das Höhwirtshaus,
und des Matthes Weib und die Liesel
sitzen an einem Eßtische, nähern ein weni-
ges und sehnen sich nach der von Kindes-
beinen auf gewohnten Arbeit im Freien.

Liesel legt die Näherei weg, nimmt
einen Maßkrug vom Gestelle und geht
in den Keller, während ihre Mutter dem
Gaste Brot und Käse vorsetzt. „Kommt
leicht von weiter her?“ forscht sie, um
nur halbwegs einen Anhaltspunkt für
ein Gespräch zu finden.

„Kann schon sein!“ lacht der Mann.
„Bin gestern früh von Pöfel weggangen
und heut' schon da. Das langt wohl
derweil?“

Die Liesel stellt den gefüllten Krug
mit dem üblichen „Geseß!“ es Gott!“
auf den Tisch und mustert den Gast ein
weniges. „Bist leicht gar der Einöder-
Beri?“ fragt sie geradeswegs heraus.

„Mit Leib und Leben“, bekräftigt der
Mann und tut einen gewaltigen Trunk aus dem
Krug. „So ein Tropfen schmeckt“,
meint er darauf. „Ein paar Jahre her
hab' ich schon gar kein Bier mehr kriegt.
In Italien drinnen hörst von einem
Bier gar nichts. Und die Biere
von Pöfel her? Brrr! Lanter Herr-
schaftsbier, das eigens für die herrschaft-
lichen Untertanen braut worden ist. . . .
Bon da hab' ich nicht mehr so weit heim
— ah, was sag' ich denn? — zum Mirtl,
und da bleib' ich gerad' sitzen, bis ich
das letzte bißel Durst weggeschwemmt
hab'. Gelt, Dirndl!“

Aber die zwei Weiberleut' haben sich
während seiner Rede wieder an ihre Ar-
beit gemacht. Everl sagt gar nichts.
Der Mensch ist ein Einöder und noch
dazu der, der ihr Nachfolger ist. Er
mag am Ende nichts oder nicht viel da-
für können, es ist ihm ja von seinen
Leuten selbst gar arg mitgespielt worden;
aber er ist der Beri.

„Ich schaff' Dich nicht aus“, gibt die
Liesel in trockenem Tone darauf.

„Aus schaffen?“ lacht der Beri. „Wär'
gar nicht z'wider Da bringst mir lieber
eine frische Maß dafür!“

Die Dirn steht auf, nimmt ohne ein
Wort zu sagen den leeren Krug und geht
damit in den Keller. Also das ist der,
der ihr Feind sein soll und den seine
Leut' — verraten? Es graut ihr fast
vor dem mußbraunen Menschen, und
doch dauert er sie schier. Sie ist jezt
arm; aber er ist noch ärmer trotz all'
seiner Sach'. Er hat gar keine Leut'
zu Feinden.

Mit einem gleichgültigen Segens-
wunsche stellt sie den Krug vor ihn hin
und will auf ihren Platz neben der Mut-
ter.

„Trink' einmal Du zuerst, daß ich
seh', ob Du mich nicht vergiften hast
wollen!“ meint er scherzend; aber sie
schüttelt stumm den Kopf. Einige Au-
genblicke sieht er ihr befremdet nach.
„Hab' ich denn ein unrechtes Wörtel ge-
sagt?“ fragt er.

„Wüßt' nicht“, erklärt ihm die Everl.
„Aber es wird was anderes sein. Du
bist ein Einöder, und wir. . . wir sind
bis vor ein paar Wochen die Bauern-
leut' vom Bucherhof gewesen, den Du
kauft hast. Und so lang' die Leut' den-
ken, ist Feindschaft und Haß zwischen
uns gewesen.“

Der Beri tut einen halblauten, lang-
gezogenen Pfiff und nickt ein paarmal
vor sich hin. „Ja, so steht die Sach'!
Nachher freilich. Aber ich hab's nicht
gewußt, und ich bin auch gar nicht schuld
daran. Ich hab' Euch mein Lebtag
nichts in den Weg gelegt und Ihr mir
nicht. . . Aber, da ist Geld. Was bin
ich schuldig?“ Er legt einen Silber-
zwölfer auf den Tisch und leert den
Krug zur Hälfte.

Liesel gibt ihm, ohne ihn anzusehen
oder ein Wort zu ihm zu sagen, heraus,
was er noch herausbekommt, und geht
hinaus.

Hastig steckt er das Geld ein, trinkt
aus und nimmt den Stecken in die Hand.
„Behüt' Gott!“ wünscht er in wahren-
dem Gehen, und die Everl dankt ihm
gleichgültig, sieht ihm aber forschend
nach, bis er die Türe hinter sich zugezo-
gen.

Auf der Gred steht die Liesel. „Beri“,
hebt sie zagend an, „Beri! Unser Ahnl
ist nicht mit uns zogen; er ist im Bucher-
hof geblieben und will nicht weg, weil er
sein Leibtum darauf geschrieben hat.
Er ist schon ein bißel seltsam, wie halt
die alten Leut' alle. Hab' eine Geduld
mit ihm und tu' ihm nichts Unrechtes!
Wenn er gleich zu Zeiten zu greinen
anfangen wollt, fehr' Dich nicht daran!
Es wird nicht ewig dauern, und einem
alten Leut' muß eins viel zu gute rech-
nen.“

„Wird nichts fehlen“, verspricht der
Beri. „Und Unrecht will ich nicht dem
und nicht dem. Behüt' Dich Gott!“

„Behüt' Dich Gott auch!“
Er stapft den Fahrweg hinaus, und
sie lehnt noch eine Weile am Türpfosten
und starrt wie träumend hinaus ins
Leere. . . .

Der Mirtl fährt gerade mit einem